

Leseprobe aus:

Philipp Reinartz

Katerstimmung



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

PHILIPP REINARTZ
Katerstimmung

ROMAN

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Juni 2014
Copyright © 2013 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung yellowfarm gmbh, Stefanie Freischem
(Umschlagabbildung: JLP/Corbis; Lachfix, Jetrel,
momius/Fotolia.de; yaskii/shutterstock.com)
Satz Thesis Antiqua PostScript
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 23053 0

Panoli

ERSTE SAHNE

Mit einem Satz bin ich drin. Es gibt so triste Arbeitsplätze. Graue Wände ohne Bilder. Risse in der Tapete. Miesepetriges Sekretärinnen. Bullige Sicherheitsposten, die ihren Arbeitsbeginn lieber neun Stunden vorher anderenorts gehabt hätten und dem Krawattenspacko so gerne einmal «Du kommst hier nicht rein» oder dem Praktikanten «Heute ab 21» sagen würden.

Aber es geht noch schlimmer. Ich glaube nicht, dass der FDP-Chef seinen Mitarbeitern in der Berliner Zentrale auf einem Plakat mit einem frechen «Mehr Netto vom Brutto» entgegengrinst. Es reicht doch, wenn man die Leute da draußen verarscht. Es müssen doch nicht auch noch die eigenen dran glauben. Aber wenn die weiße Chipkarte die gläsernen Schiebetüren meines Arbeitgebers zum Öffnen bewegt, strahlt mich der Messias des Musikproletariats an: Dieter Bohlen. Nein, er strahlt mich nicht nur an – er bedroht mich. Und das auf drei mal vier Metern. Er hält provozierend eine Torte in der linken Hand, mit der rechten zeigt er genau auf mich. «25 Jahre erste Sahne – so feiern nur wir!» Der private Fernsehsender scheint seinen Mitarbeitern jeden Morgen auch die letzte kleine Freude, «Wenigstens darf ich hier mit Dieter Bohlen zusammen Deutschland mit Torten bewerfen», nehmen zu wollen. Du bist Deutschland. Denn er wirft sie auf uns alle, jeden Einzelnen, der durch diese Tür kommt. Auf jede Abrechnungsschi, auf jeden Alko genannten Ablaufkoordinator, auf jede Moderatorenrulla. Und auf mich. Max Plättgen.

Wieso genau ich mich jeden Tag durch diese Glastüren schiebe – ich weiß es nicht.

«Morgen», raune ich dem türkischstämmigen Bären mit Secureo-Aufschrift auf der dunkelblauen Jacke im Vorbeigehen zu. Statt einer Erwiderung bekomme ich eine durchwinkende Handbewegung zwischen Verkehrspolizist und «Dieses Mal lasse ich dich noch rein, nächstes Mal nur mit Begleitung». Die Kombination mit demonstrativem Wegschauen spricht für Gedankengang zwei. Ich nenne es Türsteherblick, dieses fast schon lyrisch-sehnsüchtige Durch-die-Menschen-hindurch-in-die-Ferne-Blicken, perfektioniert von Otto von Bismarck, Barkeepern und Bahnschalterbeamten. Diese Mischung aus «Ich habe Visionen», «Ich schaffe auch komplizierte Handgriffe, ohne hinzuschauen» und «Ich schaue dich erst wieder an, wenn du endlich deine Bahncard aus dem Portemonnaie gefriemelt hast», die letztlich doch nur eines signalisieren soll: Ich bin hier der Chef, und du bist mir scheißegal. Zack, Torte im Gesicht. Danke, Dieter.

Als wäre mein Empfang in Deutschlands Kultur-Kindergarten nicht schon albern genug, hat nun anscheinend auch noch die Bienengruppe Pause. Ein Schwarm giggelnder Promimagazin-Schicksen stöckelt Richtung Kantine. Sie sind ähnlich aufgemotzt wie Ralf Richters Mercedes 500 SEC bei der Tuning World Bodensee, ein Vergleich, den ich dem Riesenfernseher im Gang verdanke, der das hauseigene Programm zeigt.

Sie sehen allesamt so aus, als würden sie gleich vor der Kamera stehen und «Guten Abend, mein Name ist Nazan Eckes, und das sind unsere Themen» sagen. Aber das sagt nun mal nur Nazan Eckes. Noch. Denn ich habe die Taktik der Nachwuchsbiene durchschaut: Es ist eine Präventivstrategie. Eines traurigen Tages könnte es ja passieren, dass Bienenkönigin

Nazan krank wird, im Stau steht oder von einem versehentlich in ihre Richtung geworfenen Stöckelschuh unglücklich am Kopf getroffen wird, vielleicht nur eine Viertelstunde vor Sendungsbeginn. Und wenn dann ein nervöser Alko durch die Redaktion blickt und verzweifelt überlegt, wer Deutschland jetzt gleich den ersten Magazin-Beitrag «Mit Mistgabel und Landluft: Großstadt-Mamis specken ab» präsentieren soll – wer möchte dann nicht schreien können: Lassen Sie mich durch, ich bin Biene!

Wie immer hat die Konferenz schon begonnen, als ich die Redaktion im dritten Stock betrete. Am Eingang prangt ein Totenkopf, der so armselig aussieht, als sei er aus dem Word-ClipArt-Fundus. Normalerweise kennzeichnet der Schädel Giftmüll oder Grufties, in diesem Fall die Nachrichtenredaktion des kleinen Schwestersenders. Vielleicht weil die Newspiraten die mit Kulturgütern reich beladenen Schiffe der Nachrichtenwelt entern, die Ladung aber fast unberührt zurücklassen und mit Rum und Frauen nach Hause segeln?

«Max?»

«Äh ... ja.»

«Die Konferenz beginnt um zehn Uhr. Auch für Volontäre.»

Man sagt homosexuellen Menschen ja oft eine emotionale Sanftheit, ein anschmiegsam-tuntiges Kuschel-Gen nach. Bei Klaus Thomann wurde in der Waschmaschine der Gleichgeschlechtlichkeit wohl das Perwoll vergessen. Klaus ist der Kratzpulli neben den schwulen Kuschelsocken.

«Joa, ich ... es gab da noch so Probleme mit meiner Abrechnung, da musste ich gerade noch mal schnell in die Personalabteilung wegen der Lohnst...»

«Komm nach der Konferenz bitte in mein Büro», kratzt Klaus.

«Ja gut, ich muss gleich eigentlich noch diese Sache mit der Klokunst in Tennessee ...»

Er starrt mich an.

«... aber das läuft, ich komm dann.»

Ich hasse meinen Job. Da war man immer ein aufgewecktes Kind, hangelte sich irgendwie durch die Schule, und dann steht man da mit der präzisesten Berufsvorstellung nach «reich werden» und «mit Menschen arbeiten»: «irgendwas mit Medien». Da «irgendwas mit Medien» in vielen Fällen auch irgendwas mit der Welt zu tun hat, studierte ich Politik auf Magister. An meine beiden Nebenfächer erinnere ich mich mangels Teilnahme nicht mehr, ich glaube, es war irgendwas mit Medien. Das Magisterstudium zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass man kaum Pflichtveranstaltungen hat, nichts lernt und auf keinen Beruf vorbereitet wird. Es ist das Waldorfkonzepnt unter den Studienabschlüssen. Mit ganz viel Eigeninitiative kann man was draus machen, aber im Knast ist der Boxraum auch besser besucht als die Bibliothek. Mein Boxraum waren Werbeagenturen, Redaktionen und das Kölner Nachtleben. Als ich eines Tages nicht mehr wusste, wo in der Uni der Hörsaal ist, fragte ich mich stattdessen zum Studentensekretariat durch und hängte meine akademische Karriere an den Nagel, bevor sie begonnen hatte.

Es folgte eine mehrmonatige Phase, die in meinem Gedächtnis als blaue, nach Jack Daniels riechende Dunstwolke abgespeichert ist. Eines Abends schwor ich meinen Freunden nach drei Whiskey Cola, die nächste Ausbildung, die ich fände, anzunehmen. Vielleicht hätten sie sich das hämische «Die findest du aber vermutlich weder im Deep Night noch in der Tiger Lounge» sparen sollen. Sonst hätte ich vielleicht anders

reagiert, als ich, wiederum drei Whiskey Cola später, im Deep Night Sandy kennenlernte, stolze Mitarbeiterin der Zuschauerredaktion – «Wir überlegen uns da zum Beispiel jeden Tag die Gewinnspielfragen für die Promi-Magazine!» –, und sie mir von einer freien Volontärstelle bei den News erzählte.

«Ich soll zwei Jahre meiner wertvollen Lebenszeit für Paris Hilton, neugeborene Pandas und verzogene Teenager verschenken?», hätte ich sagen sollen. Stattdessen lallte ich so etwas wie: «Yiihaaaaa, ich machet Otze!», und schickte eine SMS mit ähnlichem Inhalt an alle meine ungläubigen Freunde. Kann man nämlich doch. Beim Feiern eine Stelle klarmachen. Ätsch.

Einen Tag später und ohne sechs Whiskey Cola sah ich die ganze Sache zwar schon wieder wesentlich nüchterner, hatte aber weder Lust auf einen Rückzieher noch einen alternativen Plan in Aussicht. Ich bewarb mich, und weil ich beim Auswahltest als Einziger wusste, wer Michail Gorbatschow ist und wie man ihn schreibt, wurde ich genommen. Im Nachhinein fühlte ich mich ein bisschen, als hätte ich den Job als Platzwart bei Eintracht Groß Grönau II bekommen, weil ich wusste, wer Franck Ribéry ist.

Die News-Konferenz ist wie immer unterhaltsamer als alle Comedy-Formate der Sendergruppe zusammen und gleichzeitig so schockierend wie eine Dokumentation über Mädchencliquen in Hamburg-Wilhelmsburg. Die bebrillte Mittdreißigerin Sabine, die es wegen ihres Aussehens und trotz ihres Namens nicht in die Promimagazin-Mädchenclique geschafft hat, ist mit Kritik dran. Ihre Stimme klingt immer, als wollte sie eine Jutejutta imitieren, die gerade im Basic Bio-supermarkt den Kassierer fragt, ob die Kumquats denn auch aus heimischem Anbau stammen. Knallhart nimmt sie die

Sendung des Vortags auseinander und vergleicht sie messerscharf mit der Konkurrenz.

«Also die *Tagesschau* hat mit dem EU-Gipfel aufgemacht, aber da waren wir mit dem erstickten Elefantenbaby mit Sicherheit von den Bildern her stärker. Den Schulbusunfall hatten *heute* und *aktuell* auch drin, aber das war bei uns durch die weinenden Mütter lebhafter, und hinten raus hatten alle irgendwas mit einem gefundenen Picasso in Berlin, da fand ich die *Counterstrike: Blood Revenge*-Vorschau von der gamescom wesentlich zielgruppiger.»

In meinem Kopf trampelt ein Babyelefant mit Brille auf Ralf Richters PS-Kanone. Der schreit. Seine Mutter weint. Eine Biene ruft: Lassen Sie mich durch. Ganz ruhig, Max. Das ist alles nur ein böser Traum.

Demonstrativ gehe ich nach der Konferenz erst einmal nicht in Klaus Thomanns Büro, sondern fahre meinen Rechner hoch. Beim Blick nach draußen stelle ich fest, dass das Wetter sich dem Niveau angepasst hat. Dicke Regentropfen klatschen genüsslich an die Fensterfront. Und das im August. Sind das alles Minitorten? Ich muss hier echt mal raus. Gott sei Dank habe ich in zwei Wochen Urlaub. Schön ein paar Tage last minute mit Lenny und Wilhelm irgendwohin, wo alles anders ist als in der Welt, die mir die Nachrichtenagenturen täglich präsentieren. Klarer Himmel mit Sonne statt *Moldova: Floods*, türkisfarbenes Meer mit springenden Delphinen am Horizont statt *Japan: Whale Killing (Good Pictures!)* und leichtbekleidete Bikinimädchen mit Mojito in der Hand statt *US: 220-Pound Teen wins Eating Contest*. Am Nebentisch höre ich Sabine telefonieren.

«Hey, Marcel, könntest du mir bitte die Leiche aus Hamburg auf den Server legen?»

Wo bin ich hier, und wenn ja, warum? *Germany: Phone*

explodes while Woman talking. CNN, wo bist du, wenn man dich braucht? Am liebsten würde ich mich gerade auch auf den Server legen. Wenn da neben der Leiche aus Hamburg noch Platz ist.

Im Intranet werde ich aufgefordert, an der aktuellen Mitarbeiterbefragung der Sendergruppe teilzunehmen. Super, ich habe gerade Lust auf Fundamentalkritik. Nach 27 Fragen merke ich, dass die mich verarschen wollen.

«Inwieweit stimmen Sie der Aussage zu: *Meine Firma und ihre Produkte leisten einen wertvollen kulturellen und sozialen Beitrag zum Wohle der Gesellschaft?*»

Ob so etwas auch bei Mitarbeiterbefragungen in der Waffenindustrie gefragt wird? Wenn hier nicht alle schizophren sind, müsste der Durchschnittswert zumindest in einem ähnlichen Bereich liegen. Aus Protest breche ich die Befragung ab und gehe zu Klaus. Ich bin reif für eine Abreibung. Im Rücken höre ich Sabine.

«Hm, aber dann bräuchte ich auf jeden Fall noch einen Unfall für den Newsblock. Gibt's da was?»

Ich wäre Sabine so gerne behilflich und träte zusammen mit dem Killerbienenkommando das große Stöckelschuhmassaker los. Den Secureo-Bären hätten wir mit einem gezielten Wurf auf seine Gehirnzelle ausgeknockt; und während die Bienen sich auf die Suche nach Nazan Eckes machten, könnte ich mich auf meinem Rachezug planlos durch die Redaktionen werfen. Die schnellste Biene summte ins Studio und ginge sofort live auf Sendung. In rasender Eile hätten die Bildbastler noch einen *Krieg auf Deutschland*-Schriftzug in die rechte obere Bildecke geschoben. *Spiegel Online* titelte: *Amoklauf bei Fernsehsender: 12 Schwerverletzte*, *bild.de* wäre wie immer schon einen Schritt weiter: *Auch Katja Burkhard's Hund unter den Opfern?* Mit einem letzten Schuh bewaffnet, stürm-

te ich Richtung Ausgang, wo die angerückten Spezialeinheiten große Probleme hätten, Günther Jauch und Johannes B. Kerner auseinanderzuhalten, die sich darum prügeln, wer für seinen Jahresrückblick meine Eltern, Nazan Eckes oder Katja Burkhard's Hund bekommt. Mit dem letzten übriggebliebenen Stöckelschuh stellte ich mich vor die Menge und beendete meine Mission mit Würde. Krachend schlug der Schuh in die Torte.

Klaus Thomann ist einer dieser Menschen, bei denen ich nicht verstehe, wieso sie ihre Zeit in diesem Haus verbringen. Er ist definitiv der Falsche fürs Privatfernsehen. Vermutlich würde ich mich sogar mit ihm verstehen, wenn ich ihn nicht ausgerechnet hier kennengelernt hätte, wo er seinen Job ernst nimmt und ich mich fühle, als müsste ich im Kinderhort Sozialstunden absitzen, weil ich gegen das Gesetz der Zielstrebigkeit verstoßen habe.

«Sag mal, was ist eigentlich mit dir los, Max?»

Was mit mir los ist? Mein Leben ist scheiße. Ich bin 28 Jahre alt, habe daher nur noch zwei gute Jahre vor mir, die ich jedoch in einer Redaktion verbringen werde, in der Nachrichten *News* heißen. Meine Freunde verdienen ihr erstes richtiges Geld, und meine berufliche Zukunft steht auf so sicherem Grund wie die Häuser in der Kölner Innenstadt. Um dennoch ein halbwegs mondänes Großstadtleben zu führen, habe ich zwei Nebenjobs, deswegen aber fast keine Zeit mehr, ein halbwegs mondänes Großstadtleben zu führen. Ich bin seit zwei Jahren Single, und natürlich kollidiert dieser Lebensabschnitt mit einer Phase, in der fast alle meine Freunde in Beziehungen sind und jede «Feiern?»-SMS beantworten mit: «Nee, sorry, bin gerade mit Dominik/Lisa/Christian/Caty im Kino/im Thermalbad/bei den Eltern/auf dem Küchentisch.» Mein

Leben ist momentan so spannend wie die Bekanntgabe von Fußballenergebnissen für Ante Sapina. Das Spektakulärste, das ich in den letzten Jahren erlebt habe, war ein sechsstündiger Stromausfall in der Kölner Südstadt. Im Bilderrahmen auf meinem Schreibtisch, von dem mir früher ein Kuss-am-Strand-Foto mit meiner Exfreundin entgegenlächelte, konzentriert sich mein Seelenzustand nun in der Postkartenaufschrift: «Meine Gesamtsituation ist unrockbar.» Aber das alles werde ich dir Kratzbürste bestimmt nicht erzählen.

«Nix.» Komm, raste aus. Kratz mich, Klaus!

«Nix? Mal angefangen damit, dass du jeden Tag zu spät zur Arbeit kommst.»

«Ich bleib dafür aber auch häufig lä...»

«Und in deinen Beiträgen Insider-Witze für deine Freunde versteckst.»

«Das war ein einziges Mal.»

«Du hast bei einem O-Ton eine Drogenabhängige mit ‹Ingeborg Haschmann› unvertitelt!»

«Ach, das fällt doch keinem auf, so kann man doch heißen.»

«In Mexiko?»

«Joa, da sind ja doch einige Deutsch...»

«Du hast Claudia letzte Woche einen Penis auf die Moderationskarte gemalt.»

«Ja gut, das war ein Scherz. Hier, *It's fun!*», deute ich auf das bunte Werbebanner des Senders, das hinter Klaus an der Wand hängt. Er dreht sich nicht um.

«Wenn es nach mir ginge, wärst du schon längst wieder raus aus dem Laden hier. Der einzige Grund, warum die dich hier haben wollen, ist dein ominöser Boulevard-Riecher.»

Hal Mein Ass. Es hat schon wieder gestochen. Es war eigentlich nur ein Scherz, als ich mich vor Jahren beim *Express* unter dem Namen Karl Säuler als freier Mitarbeiter beworben hatte,

da mir die Vorstellung, «Max Plättgen» könnte unter einem Artikel mit dem Titel «Busenklaue: Jetzt spricht der reuige Exfreund!», stehen, tendenziell unangenehm war. Aber seither hat nie irgendwer nach Lohnsteuerkarte oder Ausweis gefragt. Inzwischen ist meine Doppelidentität mein größtes Kapital: Karl Säuler arbeitet auf Rechnung und schickt in unregelmäßigen Abständen Artikel an den *Express*, wo ihn zwar niemand kennt, wo er aber in allen Mail-Verteilern steht und somit immer schon am Vortag die Themen der nächsten Ausgabe erfährt. Und da Yellow Press und Boulevardfernsehen wie Hase und Igel um die Wette laufen, bin ich dann oft Frau Igel, die in der Nacht zuvor mit dem Hasen geschlafen hat, um dessen Laufweg herauszufinden. Ich lächele Kratzklaus an, und vor meinem geistigen Auge kopulieren Märchenfiguren.

«Anyway: Dein Urlaub fällt auf jeden Fall aus. In zwei Wochen kommt der neue Workflow, da wird es hier drunter und drüber gehen.»

Herr Igel kommt aus dem Schrank, erschießt erst den Hasen, dann seine Frau und letztlich sich selbst. Das darf alles nicht wahr sein.

«Max, das ist hier keine Spaßveranstaltung. Nimm das Ganze mal ein bisschen ernst.»

Zack. Torte im Gesicht. Erste Sahne.

Als ich um kurz nach sechs das Gebäude verlasse, habe ich merkwürdigerweise nicht das Gefühl, heute einen enorm wichtigen Beitrag für die Menschheit geleistet zu haben. Dabei werden meine 1:30 über Joe Hammils verzierte und dekorierte Toilettendeckel in Fastfood-Restaurants der Südstaaten bestimmt Quote machen. War immerhin ein Lady-Gaga-Pott dabei, und außerdem läuft heute vor den News diese Sendung, bei der Menschen mit zu viel Zeit andere Menschen mit zu viel

Zeit dabei beobachten, wie sie mehrere Monate in einem Container eingesperrt noch viel mehr Zeit totschiessen. Da kann man von den Zuschauern also eine gewisse Themenaffinität erwarten. Zielgruppig.

Doch viel größere Probleme macht es mir, meinen Jungs gleich den Urlaub abzusagen. Und das gerade heute, wo wir uns bei irgendeiner WG-Party, auf der Lenny «zwei echt süße Zahnis» kennt, schon mal einstimmen wollten. Ich hole mein Handy aus der Tasche, doch noch bevor ich mich zum Telefonbuch durchgeklickt habe, poppt ein kleines Fenster auf: Freitag, 18 Uhr, Meeting Agentur. Scheiße. Komplett vergessen. Marty und Glatzen-Yul wollten ja heute noch das neue Briefing rausgeben. Direkt neben mir steigt Nazan Eckes in ihren Ferrari. Wenn ich noch rechtzeitig in die Agentur kommen möchte, wäre genau jetzt ein Stöckelschuhattentat ganz gut. Leider bleibt es aus, und ich renne zur Bahn.

Wenn es nicht gerade das unbeliebteste Wort der Branche wäre, könnte man die Klingel der Werbeagentur *blaufrosch* als «pfiffig» bezeichnen. Ich drücke auf den kleinen blauen Blinkfrosch und höre, wie es innen quakt. Eine Werbeagentur ist nur dann eine Werbeagentur, wenn sie anders ist. Die Räume haben schiefe Wände, in der Kaffeeküche steht ein Spielautomat aus den sechziger Jahren, und statt Kuchen bekommen Gäste Gummibärchen in Einweckgläsern. Bei *blaufrosch – jumping communication* geht der Zirkus eben schon mit der Klingel los: Quak. Oberstes Gebot beim Betreten einer Werbeagentur ist, dass der Besucher unter keinen Umständen auch nur eine Zehntelsekunde glauben darf, er würde ein gewöhnliches Büro betreten. Kreative Extras wie meterhohe Bambushalme oder schrill schraffierte Metalleffekttapeten fungieren als subtile Warnsymbole: Zutritt für Normale verboten! Bei

blaufrosch ist es umgekehrt, und ein subtiler Warnhinweis fungiert als kreatives Extra: *Vorsicht! Zündende Ideen! Brandgefahr!* steht auf einem täuschend echt aussehenden Schild neben dem Eingang. Krampfhaft versuchen meine Synapsen jedes Mal, den Zusammenhang zur Frosch-Metapher zu finden, doch sie landen immer im Langzeitspeicher «unnötige Youtube-Clips, die man trotzdem nicht vergisst», in dem mein Gedächtnis auch ein «Burning Frog»-Video abgelegt hat, in dem ein Zehnjähriger mit diabolischer Freude Frösche anzündet. Ich glaube, ich sollte meine Festplatte mal formatieren.

Auf dem Weg zur Anmeldung komme ich an verglasten Büroinseln vorbei, auf denen Riesenlettern in verschiedenen Blautönen verraten, ob im jeweiligen Gewächshaus *Creation* oder *Grafik* angepflanzt wurde. Auf den wenigen Bildschirmen, die Freitagabend um kurz vor sieben noch an sind, wird größtenteils auf Facebook gesurft. Vermutlich ist das eine Corporate-Design-Anweisung, wegen der Blautöne.

Glatzen-Yul steht schon nervös am Empfang und spielt an seiner schwarzen Brille. Ich glaube ja, dass ihm einer seiner Graphiker wegen des Mangels an Haaren mehr Kontrast empfahl und er deshalb auf die Idee mit der überdicken Sehhilfe kam, quasi zur manuellen Farbkorrektur. Würde zumindest passen, denn mit seinem Namen mogelt er auch. Eigentlich heißt er Moritz, nennt sich offiziell jedoch Maurice, was ich so lächerlich finde, dass ich ihn Glatzen-Yul nenne, weil er mich an Yul Brynner von den *Glorreichen Sieben* erinnert. Sein lilafarbenes Hemd beißt sich zwar mit keinem anderen seiner Kleidungsstücke, dafür fühle ich mich aber von dessen aggressiver Farbintensität angegriffen.

«Sorry Yul, ich bin heute nicht früher aus der Redaktion gekommen, musste noch zwei, drei Interviews wegen EU-Gipfel ...»

«Ja, komm, Max, mach hinne, Marty ist schon auf 180, weil der Brasilianer den Namen abgelehnt hat. Und ich heiÙe Maurice.»

«Oh, warum das denn?»

«Bitte?»

«Ich mein den Brasilianer.»

«Könnten wir vielleicht erst ins Meeting gehen?»

Könntest du vielleicht erst die Sättigung deiner Oberbekleidung runterdrehen?

Vier Gewächshäuser später sitzen wir in der einzigen nicht-verglasten Brutstätte der Froschfarm: Marty's Büro. Sie ist wie immer wesentlich biederer angezogen als lila Glatzen-Yul. «Ich muss mir ja auch keine bunten Kampagnen überlegen, sondern schwarze Zahlen schreiben», hatte sie irgendwann mal gekalauert. Seither werde ich die Idee nicht los, dass Führungskräfte als Zeichen absoluter Transparenz ihre Krawattenfarbe auf die aktuellen Quartalsergebnisse abstimmen könnten.

Glatzen-Yul hatte recht. Marty sieht in der Tat so aus, als sei sie auf 180 oder gar 270. Vielleicht schaffe ich es ja mit ein paar gezielten Sticheleien, noch 90 Grad rauszuholen, um sie wieder auf Kurs zu bringen.

«Quak.»

«Max! Lass bitte deine Sprüche heute sein. Du bist eine Stunde zu spät, wir haben zwei Briefings, also lass uns das bitte schnell durchziehen.» Dass sie ständig dieses überbetonte «Bitte» in ihre Sätze einbauen muss!

«Ja, ich dacht nur wegen *bluefrog*, äh *blaufrosch*.»

Marty stöhnt mir einen müde-gestressten Blick zu.

«Hör mir bitte mit diesem ganzen Froschquatsch auf.»

Ich lächele sie mit der Gewissheit an, dass sie bei 360 Grad angekommen ist. Ihr wunder Punkt. Was würde sie dafür ge-

ben, wenn sie damals beim Abschlussball ihres Markenkommunikation-Studiums nicht die Schnapsidee mit dem Frosch gehabt hätte. «Tiere sind immer gut, da kann man gleich eine Markenwelt drum herbumbauen», hatte ihr dann wohl noch ein angetrunkener Dozent zugeraunt, «am besten kombinieren Sie das mit einer untypischen Farbe.» Anders kann ich mir nicht erklären, wie man auf *pinkfrog* kommen kann. Wenn Marty nicht auch im Creative-Naming-Seminar geschlafen hat, dann definitiv in der Vorlesung Markenrecht. Zwei Monate nach Agenturstart hatte sie nämlich eine Klage einer österreichischen Event-Marketing-Agentur gleichen Namens an der Backe und durfte ihren ganzen Laden zum ersten Mal umbenennen. So wurde der Riesenfrosch in der Eingangslounge blau überpinselt und *bluefrog* geboren. Doch spätestens nachdem der freundliche Brief der Firma Bluesecurity mit dem Hinweis auf den von ihnen entwickelten und lizenzierten Spamfilter *Blue-Frog* in den Briefkasten flatterte, hätte Marty alles dafür getan, wenn sie sich damals doch nur für «Herzberger und Partner» entschieden hätte. Ihren Humor verlor sie endgültig, als zwei Wochen nach dem aufwendigen «Der Frosch wird deutsch!»-Relaunch und nachdem die Handwerker bei den Leuchtbuchstaben *e* durch *a* ersetzt und *u* und *a* vertauscht hatten, ein erneuter Brief der amerikanischen Softwareentwickler ins Haus flatterte. Man würde das Blue-Frog-Prinzip künftig unter der Bezeichnung *Okopipi* auf P2P-Basis umsetzen und habe daher kein Interesse mehr an der markenrechtlichen Verwertung von *Blue-Frog*. Gerüchten zufolge lässt sich Martys viertelstündige Reaktion auf diese Zeilen am besten mit dem Firmenslogan «jumping communication» beschreiben. wild and crazy jumping communication.

«Also fangen wir mal mit dem Re-Briefing an. Dieser João Vinicius Guimarães beziehungsweise sein Berater fand alle

unsere Vorschläge ‹no enough good›, da müssen wir also bitte noch mal ran.»

Ich habe ja schon einiges erlebt, seit ich mich auf Benennungsmarketing spezialisiert habe, weil man da von zu Hause aus arbeiten kann. Aber dass wir von einem brasilianischen Nachwuchsfußballer auf dem Sprung nach Europa damit beauftragt werden, einen wohlklingenden und in allen europäischen Sprachen akzeptierten Namen zu suchen, toppt alles. Angeblich hat unsere Zaubermaus gehört, dass ein Wechsel seines Landsmanns Maicon von Inter Mailand zu Real Madrid scheiterte, weil *maricón* auf Spanisch Schwuchtel bedeutet. Und da hat der Gute kalte Füße bekommen.

«Auch nicht Zocinho?», frage ich ungläubig.

«No enough good.»

«Und wieso? Das wäre doch auch wegen Soccer ...»

«Glaubst du, dass uns ein Berater, der ‹no enough good› schreibt, irgendetwas auf Englisch erklären kann?»

«Die sollten mal an ihrem Expectation Management arbeiten», ergänzt Yul, wohl um seine Anwesenheit zu rechtfertigen.

«Was?»

«Er meint, die haben hohe Ansprüche.»

«Und warum sagt er das nicht auf Deutsch? Hat er Probleme mit seinem Language Management?»

«Max, bitte! Wir schicken einfach so viele Namen, bis denen einer gefällt. Schlimmer als João Vinicius Guimarães geht es ja ohnehin kaum. Wär also gut, wenn du da bitte noch zehn bis zwanzig machen könntest in den nächsten Tagen.»

«Okay.» Marty hat den Namen unserer brasilianischen Diva auch beim zweiten Mal so holprig ausgesprochen, dass mir der Sinn des Auftrags augenblicklich wieder bewusst wird. Wenn die das nicht mal halbwegs flüssig ablesen kann, wie soll man

das dann noch nach fünf Pils im Stadion grölen? Er würde einer jener Spieler werden, den Kommentatoren stets nur mit «Der 10er», «Der neue Ronaldinho» oder «Der Mann, dessen Namen auf Deutsch kleine Maus / Erbse / Wäscheklammer bedeutet» umschreiben. Bis ein ganz findiger, oft Reinhold Beckmann, stolz verkündet: «Heute beim Mittagessen, da hat er mir verraten, es heißt nicht Guimaresch, es heißt nicht Gümaraes, es heißt Gümaresch.» Stimmt meistens nicht, klingt aber nach Hintergrundgespräch bei Tagliatelle unter Freunden.

«Gut, dann kommen wir mal zu Ellringer.» Marty gönnt mir heute wirklich keine Verschnaufpause.

«Da ist der Vorteil auf jeden Fall, dass der Name nur in der relevanten Klasse geschützt werden muss und wir auch keine freien Domains brauchen», schaltet sich Yul ein.

«Aber da brauchen wir auf jeden Fall etwas Ausgefallenes.»

«Kann durchaus auch was Kunstwortiges sein.» Ob Kunstwörter wie «kunstwortig» mit der versprochenen springenden Kommunikation gemeint sind? Da ist mir ja fast zielgruppig lieber.

«Frisch, jung, ich würde sogar sagen trendy», sagt Marty, wobei sie nach jung zögert, zu Glatzen-Yul blickt, und ich würde sogar sagen: unnatürlich streckt. Oh nein, jetzt fangen die beiden wieder an, ihre Ideen ganz spontan und frei zu entwickeln.

«Trendy, aber nicht hip.» Glatzen-Yuls Ergänzung erntet ein zustimmendes Nicken von Marty.

«Irgendwie loungemäßig eben.»

«Da kann man vom Wortfeld auch mal in den Bereich Architektur, Musik oder Design gehen.»

Es reicht.

«Äh, wollt ihr mir vielleicht erst einmal sagen, um was für ein Produkt es geht? Was macht denn Ellringer?»